

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

⊠ | FJB



**CHRISTINE SEIFERT**

**PROFILE  
DIE  
PROGNOSE**

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Maria Poets

 | FJB



Erschienen bei FISCHER FJB

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

›The Predicteds‹

bei Sourcebooks, Naperville, Illinois

© 2011 by Christine Seifert

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2015

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8414-2150-0

## PROLOG

Der Teppich mit dem Rosenmuster erinnert mich an das Gästezimmer im Haus meiner Großmutter. Als Kind hüpfte ich immer von Blüte zu Blüte. Wenn ich auf dem weißen Zwischenraum oder einem Blatt landete, musste ich wieder von vorn anfangen. Alles im Gästezimmer meiner Großmutter – ich nannte es immer *mein* Zimmer – war in demselben leicht violetten Farbton gehalten wie die Rosen auf dem Teppich. Selbst die kleine Kugel am Ende der Schnur, mit der ich das Licht ein- und ausschaltete, passte farblich zu den Blumen.

Ich kann mich nicht erinnern, ob die Farben in diesem Raum zueinanderpassen, aber ich kann auch nicht viel erkennen. Eine Seite meines Gesichts schlägt auf dem Teppich auf, und ich spüre eine Hand, die grob gegen die andere drückt. »Was hast du mit mir vor?«, frage ich, aber ich bezweifle, dass er mich versteht, weil meine Wangen eingezogen sind wie bei einem Kind, das einen Fisch nachmacht.

»Klappe halten«, sagt er, aber er sagt es freundlich, als würden wir nur herumalbern.

»Bitte«, sage ich, und der Druck auf meinen Kopf lässt nach.

Ich hebe den Kopf, so weit ich kann, bis mein Hals ganz gestreckt ist. Meine Hände sind auf dem Rücken gefesselt.

»Warum tust du das?«, frage ich.

Er schweigt einen Moment, während er meinen Kopf loslässt, doch sobald ich mich mühsam aufsetze und mich hek-

tisch im Raum umblicke, schlägt er meinen Kopf wieder zurück auf den Boden und bohrt mir sein Knie ins Gesicht.

»Wir hätten wissen müssen, dass das passieren würde«, sagt er. »Es wurde vorhergesagt.«

**TEIL 1**  
**GETRENNT**

# 1. K A P I T E L

Achtung: Auf dem Schulgelände hat es eine Schießerei gegeben. Das Gebäude ist momentan vollständig abgeriegelt. Neuigkeiten werden hier bekanntgegeben.

*(Website der Quiet High)*

»Ach herrje«, sagt Mrs McClain. Ihre mit Altersflecken übersäte Hand schwebt wenig hilfreich über dem Feuerlöscher.

»Widerlich«, sagt ein Mädchen, das allen Ernstes Lexus heißt, als ich fertig bin. Angeekelt schüttelt sie ihre Mähne aus weichen Haaren.

»Kann jemand dem Mädchen bitte etwas Wasser bringen?«, ruft Mrs McClain und wird endlich aktiv.

»Mir fehlt nichts«, sage ich. »Es ist nur meine erste Woche an der Schule.« Ausdruckslose Blicke um mich herum. Was sie nicht wissen, ist, dass mir das *jedes* Mal in der ersten Woche an einer neuen Schule passiert, obwohl dies hier seit dem Kindergarten meine neunte neue Schule ist. Es ist nicht immer genau *das*, aber irgendetwas ist immer. Am ersten Tag in der zweiten Klasse kotzte ich in Mrs Horvaths Tasche. Am dritten Tag der vierten nieste ich so heftig, dass eine Ader in meiner Nase aufplatzte und ein Kind, dessen Namen ich längst vergessen habe, über und über mit Blut besudelt wurde. In der siebten Klasse lehnte ich mich gegen den Feueralarm und löste die Sprinkleranlage aus. In der Zehnten? Da erwischte ich mit dem Auto ein Stück vereiste Fahrbahn und fuhr dem Co-Direktor über den linken großen Zeh (und verlor meinen vorläufigen Führerschein). Dieses Mal war es ein Erstickenanfall.

Ich hatte einfach dagesessen, mein Kaugummi gekaut und versucht, irgendwie die komaauslösende Erklärung zu überstehen, wie man chemische Reaktionsgleichungen ausgleicht, als ich spürte, wie mir der fruchtige Klumpen in die Kehle rutschte. Plötzlich bekam ich absolut keine Luft mehr. Nach einem kurzen Moment der Panik stand ich auf und taumelte umher, unsicher, was ich tun sollte. Meine Füße verfangen sich im Riemen meiner Tasche, und ich schwankte wie ein Zombie von einer Seite zur anderen. Schließlich sprang der Junge vor mir auf und kam auf mich zu. Ein, zwei, drei, dann vier schmerzhaft Heimlich-Manöver später – unter den wachsamem Blicken von zweiundzwanzig Augenpaaren, darunter dem aus Mrs McClains wässrigen Augen – spuckte ich den Kaugummi aus und sog eine Riesenportion Luft ein.

Kurz darauf reiherte ich meinem Retter auf die Schuhe.

*Hallo, Quiet High, da bin ich!*

»Holt ihr etwas Wasser«, schreit Mrs McClain erneut. Mein Retter taucht vor mir auf. »Du kommst wieder in Ordnung«, sagt er beruhigend. Ich nicke. »Ich bin übrigens Jesse.« Er streckt die Hand aus, als würden wir auf einer Cocktailparty plaudern und auf Zahnstocher gespießte Hackfleischbällchen futtern, anstatt dazustehen mit einer Pfütze Kotze zwischen uns. »Nett, dich kennenzulernen«, sagt er ohne eine Spur von Sarkasmus.

»Äh, danke«, sage ich zu dem Typ, diesem merkwürdigen Außenseiter unter all den Cowboys und Sportskanonen, die die Quiet High bevölkern. Was soll ich sonst sagen? *Tut mir leid, dass ich meinen Mageninhalt auf deine Skechers ausgeleert habe?* Ich rechne damit, dass er sich von dem bissigen Ton meiner Stimme beleidigt fühlt – oder zu angeekelt, um sich

mir zu nähern –, doch er schenkt mir ein halbes Lächeln und beugt sich vor, um meine Tasche wieder gerade hinzustellen, weil der Inhalt oben herausquillt.

Ich beuge mich gleichzeitig mit ihm herunter. So aus der Nähe stelle ich fest, dass seine strahlenden Augen hinter der modischen Brille mit Kunststoffgestell braun sind und sich die Wimpern leicht nach oben biegen. Um den Hals trägt er einen schmalen, locker gebundenen Schlips.

Schließlich reicht Mrs McClain selbst mir einen Becher lauwarmen Wassers. »Es wird schon wieder, Schätzchen«, gurrst sie. Mit ihrer warmen, knöchigen Hand tätschelt sie mir behutsam den Rücken und bläst mir dabei ihren Kaffeedampf ins Gesicht. Als sie auf den Boden schaut, verzieht sich ihr faltiges Gesicht. Ihre Stimme verändert sich. »Du musst das hier auf der Stelle saubermachen. Gesundheitsschutz«, fügt sie scharf hinzu. Ihre knöchige Hand fühlt sich jetzt wie eine kalte Klaue an, die sich langsam über mein Schulterblatt schiebt.

»Oh«, sage ich. »Wo sind die ...« Ich verstumme, als mir klar wird, dass ich keine Ahnung habe, womit man Kotze wegmacht. Wie wäre es mit einem Chemikalienschutzanzug?

»Dort drüben.« Sie deutet auf eine Abstellkammer in der Ecke des Raumes. »Wischlappen, Eimer, Papiertücher, Desinfektionsmittel, Gummihandschuhe, Sand – alles, was du brauchst.« *Sand?* Wofür brauche ich Sand? Was genau erwartet sie jetzt von mir?

Widerstrebend gehe ich zu der Kammer, während um mich herum die Unterhaltungen wieder aufgenommen werden. Schmalschlips folgt mir zum Schrank. Ich verscheuche ihn mit einer Handbewegung, teils ein »Danke, dass du mir das Leben gerettet hast« und teils ein »Bitte sprich nie wieder

mit mir, denn das alles ist mir total peinlich.« Ich betrete die feuchtkalte Dunkelheit, schließe die Tür hinter mir, bis der Riegel mit einem befriedigenden Klicken einrastet, und hole tief Luft. Unter der Tür fällt gerade genügend Licht aus dem Klassenraum hindurch, damit ich mich mühelos zurechtfinde. Ein vom Boden bis zur Decke reichendes Regal an der Rückwand ist mit Schulbüchern und allem möglichen Zeug vollgestopft: Messbechern, Reagenzgläsern, Reinigungsmitteln und einer seltsamen Sammlung von Figuren, die sich bei genauerem Hinsehen als Star-Wars-Charaktere entpuppen. Links entdecke ich ein kleines Waschbecken. Ich beuge mich darüber und schlürfe das kalte Wasser wie ein Hund, der kurz vor dem Verdursten ist. Ich spüle mir ein paarmal den Mund aus, ehe ich mir das Gesicht wasche und in den winzigen Spiegel blinzele. Es ist zu dunkel, um zu erkennen, ob ich genauso scheußlich aussehe, wie ich mich fühle. Ich überlege, ob ich das Licht einschalten soll, entscheide mich aber dagegen. Die Dunkelheit hat etwas Tröstliches.

Das gedämpfte Murmeln aus dem Klassenraum dringt kaum durch die schwere Holztür. So fern von Mrs McClains einlullender, kratziger Stimme fühle ich mich fast entspannt. Eigentlich ist es ganz nett hier, so ähnlich stelle ich mir eine Totenkammer vor, nur dass es hier wärmer und nicht so unheimlich ist. Ich gehe zu einem Rot-Kreuz-Eimer in der Ecke und drehe ihn um, um es mir darauf bequem zu machen. Wieso sollte ich mich abhetzen, um Kotze aufzuwischen? Wenn ich lange genug warte, verschwindet sie vielleicht einfach so. Oder vielleicht verschwinde ich. Ich stütze meine Füße gegen einen Bücherstapel und lehne mich an das Regal. Ich drifte in einen angenehmen Zustand irgendwo zwischen

Wachen und Schlafen, ein Mittelding, das keinen guten Ruf hat.

Etwas später – ob Sekunden oder Minuten, weiß ich nicht – höre ich die Schreie, das plötzliche Füßescharren und Tischerrücken und einen Chor gequälter Rufe. »Hilfe!«, brüllt jemand über den Krach hinweg.

Und dann, so schnell, wie es begonnen hat, wird es wieder still, und ich frage mich, ob ich mir das alles nur eingebildet habe. Meine Lähmung lässt rasch nach, und ich stürze zur Tür, wobei ich in meiner Hast den Eimer umstoße. Ich stolpere über den Griff und kann mich gerade noch fangen, ehe ich kopfüber zu Boden gehe. Meine Hand liegt schon auf dem Türknauf, als ich es höre: Mrs McClains Stimme ist klar, ruhig und seltsam gleichgültig, als würde sie von ihren Hühneraugen reden.

»Er hat eine Waffe«, sagt sie. »Niemand rührt sich von der Stelle.«

## 2. KAPITEL

Die Zukunft eines Menschen sehen zu können. Danach haben wir von jeher gestrebt. Wir wollten wissen, wodurch ein gutes Kind gut und ein schlechtes schlecht wird. Kann man uns das zum Vorwurf machen? Also verbrachten wir Jahre damit, zu erforschen, was die Menschen antreibt. Und was geschah? Wir fanden eine erstaunliche, wunderbar einfache Antwort: Das Gehirn ist auch nicht viel komplizierter als eine Kristallkugel. Wenn man hineinschaut, sieht man alles, was man wissen will.

*(Dr. Mark Miller, Forschungsleiter bei Utopia Laboratories)*

Ein durchdringender Schrei schrillt durch den Klassenraum. Er scheint beinahe zu fliegen, unter der Spalte der Tür zur Abstellkammer hindurchzuschlittern und auf mir zu landen. Ich zucke am ganzen Körper zusammen, als er mich trifft. Eine Kakophonie von Beobachtungen setzt draußen ein:

»Er läuft auf diesen Raum zu! Ich kann ihn im Flur sehen!«

Jemand ist also mutig genug, um aus der Tür zu spähen.

»Verbarrikadiert die Türen!«

»Die Tische sind am Boden festgeschraubt!«

»Die Tür lässt sich nicht abschließen!«

»Er wird uns sehen! Geht nicht hinaus!«

»Ruhe! Niemand redet!«

Schreie verwandeln sich in Wisperlaute, Schluchzen in Hickser und rotziges Schniefen.

»Er ist fast hier.« Seltsamerweise wird diese letzte Bemerkung von einem unheimlichen Kichern unterstrichen.

Ich höre schnelle, stakkatohafte Knallgeräusche. Es könnten

genauso gut ein paar Knaller vom Vierten Juli sein, konkurrierende Snare-Drums oder die Fehlzündung eines Vergasers. Aber es ist eine Waffe. Lange Pausen zwischen den Schüssen lassen mich am ganzen Körper zittern – fortlaufendes Knallen dagegen wirkt fast beruhigend. Er ist immer noch weit weg. Er ist nicht hier. Noch nicht.

Ich bin wie erstarrt, meine Hand klebt immer noch am Türknauf. Plötzlich wird mir bewusst, dass es schon seit einer ganzen Weile nicht mehr gekracht hat – seit mindestens ein paar Minuten.

»Er ist verschwunden! Ich kann ihn nicht sehen!« Die Stimme klingt kräftig, aber zögerlich. Sie gehört demjenigen, der Ausschau hält, dem Jungen, der Manns genug ist, um zu versuchen, die ganze Klasse zu beschützen. Ich weiß, wer es ist: Sam Cameron, der blonde Riese, der mir vor dem Erststreckungsanfall gegenübergesessen hat – der Mann im Haus.

Vorsichtig öffne ich die Tür, meine Hand ist ruhig und fest. Langsam, ganz langsam ziehe ich die Tür ein paar Zentimeter auf, doch etwas blockiert meinen Blick. Ein kräftiger Rücken füllt die Türöffnung aus. Auf jeder Seite des Türrahmens sind Hände. Ich könnte nicht hinaus, selbst wenn ich wollte. Es ist ein Wachposten – ein schmalbeschlipster Wachposten. »Bleib, wo du bist«, sagt Jesse zu mir.

Und dann scheint alles auf einmal zu passieren. Die Schüsse, das zersplitternde Fensterglas, die lauter werdenden Stimmen, das gestöhnte »O Gott«, das über den ganzen Lärm hinweg zu hören ist. Jemand schreit: »Er kommt durch das Fenster!«

*Warum hält ihn denn niemand auf, denke ich. Wo sind die Cops? Schmeißt ihn aus dem Fenster! Boxt ihm ins Gesicht. Tut irgendetwas!*

»Lass mich raus«, befehle ich Jesse. Es ist irrational. Warum sollte ich jetzt rauswollen?

*Er kommt.* »Ich will etwas sehen«, wimmere ich. Meine Angst wächst, weil ich nicht sehen kann, was alle sehen können. Wäre es nicht besser, wenn ich die Augen des Amokläufers sehen könnte, den Lauf der Waffe, die Angst in den Augen des Mädchens, das so laut schreit, dass ich meine eigenen Gedanken nicht mehr höre?

»Bleib!«, blafft Jesse mich an. »Bitte«, fügt er sanfter, fürsorglicher hinzu.

Das ist es, dieses *Bitte*. Es ist der letzte Nagel zu dem, was mir wie mein Sarg vorkommt. *Ich will raus!* Hier drinnen gibt es nicht genügend Luft. Panik steigt in mir auf, und ich spüre, wie sie durch meine Nase zischt. Ich will nur etwas Luft, etwas Licht, etwas Platz. »Lass mich raus!« Ich weine und drücke kräftig gegen seinen Rücken, bis mir die Handgelenke weh tun. Aber nichts geschieht. Er rührt sich keinen Millimeter. Ich stoße kräftiger, und er dreht sich unvermittelt um. Ich falle nach vorne, fange mich wieder und mache zwei Schritte zurück. Dann ist er mit mir in der Abstellkammer. Die Tür ist geschlossen, er lehnt mit dem Rücken dagegen. Er packt meine Schultern. »Pst«, flüstert er. »Er wird uns hören. Er ist jetzt im Zimmer. Ich kann ihn da draußen hören. Er hat mich nicht gesehen. Ich bin sicher, dass er mich nicht gesehen hat.«

Unerklärlicherweise kann ich wieder klar denken, mein Herzschlag beruhigt sich, meine Hände hören auf zu zittern. Ich kann atmen. Er ist hier drin. Es ist so gut wie vorbei. Irgendwie fühlt sich das besser an. Ich atme durch die Nase. Ein und aus. Ein und aus. »Gut«, sagt Jesse. Er lässt seine Hände sinken und ergreift meine Finger.

»Was ist da draußen los?«, frage ich. Jesse wendet sich zur Tür und presst sein Ohr dagegen. Peinlicherweise hält er immer noch meinen rechten kleinen Finger fest. »Er redet.« Jesse lauscht. Ich mache leise einen Schritt nach vorn und presse mein Ohr neben seines.

Die Stimme des Amokläufers ist tief und rau. *Seine Kehle ist wund*, denke ich. »Ich hasse Volleppen«, sagt er gerade. »Ich hasse all diese Trottel, die Spastis, die Leute, die mir alles versauen. Ich bin zu gut dafür. Zu gut für diese Scheißwelt. Kapiert? Niemand wird mich jemals verstehen. Ich bin ganz allein.« *Er ist verrückt*. »Tod dem Sozialismus!«, ruft er triumphierend. »Tod den Politikern und dem Establishment und den sogenannten Machthabern!«

»Hey, Alter.« Eine Stimme in der Ecke versucht, ihn zu beruhigen. Wieder ist es Sam.

»Schnauze!«, brüllt der Amokläufer. »Keiner von euch soll das hier vergessen! Seht mich an! Alle! Ich will, dass ihr euch daran erinnert, wie es ist, mich anzusehen – zu sehen, wie ich schieße. Ihr träumt nicht, absolut nicht, also passt gut auf!«

Ehe ich reagieren kann, gibt Jesse mir einen kräftigen Schubs. Er hält mir mit festem Griff den Mund zu, so dass ich keinen Ton von mir geben kann. Beinahe elegant schiebt er mich zum Waschbecken an der Seite und drückt kräftig auf meine Schultern.

»Wer ist da?«, brüllt der heisere Amokläufer aus dem Klassenraum. »Wer ist da?« Er kommt auf uns zu, näher an der Abstellkammer. »Haben wir irgendwelche Freiwilligen da drin? Freiwillige, die wissen wollen, wie es ist, durch meine Hand zu sterben?«

Jesse öffnet den Schrank unter dem Waschbecken. »Rein

da«, zischt er. Als ich zögere, versetzt er mir einen kräftigen Stoß.

»Ich kann nicht«, sage ich und starre den winzigen Schrank in der Dunkelheit an. »Da passe ich nie rein.« Er legt mir die Hände auf den Kopf und zwingt mich, mit dem Kopf voran in den winzigen Raum zu kriechen. Ich verliere einen Schuh. Als er die Schranktür schließt, verfehlt er nur knapp meinen Zeh. Ein heftiger Schmerz schießt mir in den Rücken, meine Beine, meine Arme. Ich wusste gar nicht, dass sich mein Körper so zusammenfallen lässt. Mein Nacken tut weh. Meine Wange wird gegen meine verschwitzten Fußknöchel gepresst.

Ein Klopfen an der Tür zur Abstellkammer. »Komm raus«, ruft der Amokläufer in einem leiernden Singsang. »Komm raus und erleb das Größte, das du je erleben wirst!«

Vor dem Schrank rennt Jesse hektisch und verzweifelt hin und her. Ich höre, wie Bücher zu Boden fallen, die Star-Wars-Figuren zerbrechen unter seinen Schuhen, das Metallregal kratzt über den Betonfußboden. *Er blockiert die Tür, denke ich hoffnungsvoll.*

Jemand rüttelt am Türknauf. »Verdammter Mistkerl«, sagt der Amokläufer. »Sie ist blockiert.«

Jesse wuselt immer noch herum. Ich höre ihn leise murmeln, während weitere Gegenstände vom Regal fallen. Ich will aus diesem furchtbaren Schrank heraus, in dem Wasser aus dem Abfluss auf meinen Kopf tropft und mir der Geruch von verrosteten Leitungen in die Nase steigt, doch ich kann mich nicht bewegen. »Wenn du es so willst«, schreit der Amokläufer, »dann spielen wir eben. Sehr schlau übrigens. Aber nicht so schlau wie ich. Bei weitem nicht.«

Draußen heulen Sirenen auf. Wie lange sind sie schon da?

Wie lange dauert das hier schon? Sekunden? Stunden? Tage?  
Ich kann mich nicht mehr daran erinnern.

»Komm da raus«, brüllt der Amokläufer wutentbrannt,  
»oder ich fange hier draußen an zu schießen! Du hast die  
Wahl: du oder die anderen. Fühlst du dich heute wie ein  
Held?«

»Geh nicht«, sage ich, aber ich bekomme nicht genug Luft  
in meine Lungen, um mich über die Sirenen und den Krach  
in der Abstellkammer hinweg verständlich zu machen. Jesse  
zieht an irgendetwas. Ich kann hören, wie er knurrt: »Und ich  
zähle bis drei. *Uno, dos ...*«

*Rumms!* Das Geräusch hallt wider. Ein Gefühl der Er-  
leichterung durchströmt mich in diesem Schrank, obwohl ich  
nicht weiß, was geschehen ist. Trotzdem bin ich ganz ruhig.

Doch dann geht die Waffe los, so laut, dass mir das Trom-  
melfell wehtut. »Hilfe«, versuche ich zu sagen, aber wer ist  
noch da, um mich zu hören?